

Hermann
Broch
Die
Unbekannte
Größe

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 2364

Zur Thematik dieses Werkes schreibt Broch selbst: »*Die Unbekannte Größe* ist der Roman des intellektuellen Menschen. Der Mathematiker Richard Hieck, Protagonist des Romans, ist einer der kleinen Kärner, die an der Gestaltung der Zukunft mitarbeiten, die immer eine Funktion der Erkenntnis ist: In welcher Weise kann ein der Wissenschaft hingebender Mensch zu jener Gesamterkenntnis gelangen, zu der er seiner Grundanlage gemäß hinstrebt? Wie kann er, von seiner Einzelwissenschaft kommend, zur Lösung des rational unbewältigbaren Erkenntnisrestes (manifestiert in den großen Fragen des Todes, der Liebe, des Nebenmenschen) gelangen?«

Erstmals wird in diesem Band auch Brochs Filmskript *Das Unbekannte X*, das sich an den Roman anlehnt, publiziert.

Hermann Broch
Kommentierte Werkausgabe

*Herausgegeben von
Paul Michael Lützeler*

Band 2

Hermann Broch
Die Unbekannte Größe
Roman

Suhrkamp

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1995

suhrkamp taschenbuch 2364

Copyright 1933 by S. Fischer Verlag, Berlin

Alle Rechte vorbehalten durch den Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main

Das Unbekannte X, Kommentare des Autors

und Anmerkungen des Herausgebers

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1977

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: IBV Lichtsatz KG, Berlin

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38864-8

Inhalt

Die Unbekannte Größe

Erster Teil	11
Zweiter Teil	38
Dritter Teil	70
Vierter Teil	104
Fünfter Teil	138

Das Unbekannte X

Teil I	145
Teil II	170
Teil III	193
Teil IV	229

Hermann Brochs Kommentare

Grundzüge zum Roman <i>Die Unbekannte Größe</i>	243
Vorbemerkung zum Filmskript <i>Das Unbekannte X</i>	247

Anmerkungen des Herausgebers

Textkritische Hinweise	255
Entstehungschronologie	258
Verzeichnis der Übersetzungen	260
Auswahlbibliographie zur Sekundärliteratur	261
Editorische Notiz	262

Die Unbekannte Größe

Erster Teil

1

Der Physiksaal mit seinen weißlackierten Bankreihen und den weißen Fliesen an den Wänden erweckte einen hygienischen Eindruck. Auf dem langgestreckten Katheder am Fuße des Amphitheaters stand eine Garnitur merkwürdig gekrümmter Glasgefäße, und der Laboratoriumsdiener Anton Krispin war eben daran, sie wegzuräumen. Er war ein kleiner schlechtrasierter Mann, der schwarze Clothkittel hing fleckig und ungebügelt von seinen Schultern, auf der karierten Weste baumelte eine silberne Uhrkette, und jetzt, da er die von der Vorlesung noch kreuz und quer mit mathematischen Formeln beschriebene schwarze Tafel abwaschen wollte, mußte er sich auf die Zehenspitzen stellen. Einige Studenten saßen noch in den Bänken, sahen zu, wie die Tafel unter den breiten feuchten Strichen schwarz und glänzend wurde, wie das Kreidewasser weißlich heruntertropfte, und wenn der Diener schließlich am untern Tafelrand mit einem horizontalen Abschlußstrich die noch in Bewegung befindliche Tropfenschicht auffing und wegwischte, so hatten manche der Zuschauer angenehme Empfindungen. Zum Beispiel wurde Richard Hieck durch die schwarzglänzende feuchte Tafel an den Samt des Nachthimmels gemahnt.

Richard Hieck schob sich aus einer der oberen Bänke heraus. Er trug gleich dem Diener einen schwarzen Laborantenkittel, freilich soutanenhaft bis zum Halse zugeknöpft, und er ermangete also der nachlässigen Flottheit, die den Diener auszeichnete, vielmehr war er ein großer und schwerfälliger Mensch, der sorgsam seinen Kittel zusammenhielt und trotzdem nicht verhindern konnte, daß sich dieser in den Klappsitzen verding. Aber ungeachtet solch massiger Unbeholfenheit, ja geradezu ihr widersprechend, war der starkknochige Schädel vorn mit einem Gesicht versehen, an dessen Fettlosigkeit und Schärfe man erkennen konnte, daß es sich mit der Zeit – entsprechenden Lebenswandel vorausgesetzt – in die asketische Härte eines Antlitzes spanischer Prägung verwandeln würde. Durch die Fenster des Korridors, der den gewohnten Anblick jeder Vorlesungspause bot, blinkte Wintersonne herein, überhellt vom Schnee der gegenüberliegenden Dächer; von den Heizkörpern

unter den Fenstern stieg Wärme empor, wolkig hing Zigarettenrauch im einfallenden Sonnenlicht, promenierende Schritte schlurften über den Steinholzboden, Zigarettenstummel lagen in den Winkeln, aus den geöffneten Türen der Hörsäle drang stickige Luft, und es roch staubig. Hieck mit seinem unbewegten steifen Gang, die rechte Schulter stets ein wenig hochgezogen, steuerte auf das Zimmer Professor Weitprechts zu. Es handelte sich um seine Doktordissertation.

Die Tür zum Prüfungsraum, der gleichzeitig als Vorraum zu Weitprechts Zimmer diente, stand offen. Die Handbibliothek des Instituts war hier untergebracht, von den Wänden grüßten einige Professorenbildnisse, und an dem von gelben Stühlen umgebenen Prüfungstisch saß Doktor Kapperbrunn, der mathematische Assistent Weitprechts. Als reiner Mathematiker verachtete er den physikalischen Betrieb. Und weil Hieck von der reinen Mathematik zur Physik abgeschwenkt war, bedachte er ihn mit besonderem Hohn. Er sah von den tabellari-schen Rechnungen auf, an denen er gelangweilt arbeitete.

»Hallo, Hieck... sagen Sie, können Sie noch addieren?«

»Nein«, sagte Hieck ernst, »ein richtiger Mathematiker braucht nicht addieren zu können.«

»Brav«, sagte Kapperbrunn, »aber schön wäre es, wenn Sie mir den Dreck da abnehmen würden.«

»Bitte«, sagte Hieck höflich, »darf ich es ansehen?«

Kapperbrunn stand auf. Er hatte ein fröhliches und unwissenschaftliches Gesicht, alles an ihm war ein bißchen rundlich, wohlvorbereitet für den künftigen Bauch, den er vorderhand mit vielerlei Mitteln abwehrte.

»Gut, daß morgen Sonntag ist«, sagte er, »Sie fahren natürlich nicht Ski?«

Hieck, über die Tabellen gebeugt, deren er sich sofort bemächtigt hatte, sagte:

»Hier ist ein Fehler oder ein Wunder.«

»Hoffentlich ein Wunder«, meinte Kapperbrunn uninteressiert.

»Ein solcher Unterwert ist nicht möglich... das müßte doch Professor Weitprecht schon aufgefallen sein.«

»Ja, er erwähnte was davon«, gab Kapperbrunn zurück, »aber schließlich können auch Ordinarien sich irren, besonders wenn ihnen der Irrtum in den Kram paßt.«

Hieck schaute zur Türe, die in Weitprechts Zimmer führte.

»Nein, nein, er ist nicht drinnen, aber ich habe es ihm auch schon ins Gesicht gesagt... übrigens fahre ich heute abend auf die Kloverhütte und bin erst Sonntagnacht retour.«

Hieck sagte: »Wenn es stimmt, ist es eine Revolution der Physik.«

»Es hat schon viele Revolutionen gegeben«, sagte Kapperbrunn.

Weitprecht kam herein. Über seine Halbbrille hinweg musterte er die Anwesenden mit scheuer Fahrigkeit, aber auch mit einer gewissen lauernden Intensität in dem scharfen Vogelgesicht:

»Stimmt es, Doktor Kapperbrunn?«

»Rechnungsgemäß wird es stimmen, Herr Professor.«

»Nun ja... hören Sie, Doktor Kapperbrunn, mir schwant immer, daß man dem Phänomen gruppentheoretisch beikommen müßte.«

Kapperbrunn horchte auf:

»Das müßte man sich überlegen.«

»Ja, bitte tun Sie das...« Weitprecht wollte in sein Zimmer, blieb aber nochmals stehen: »Das könnte eigentlich sehr aufschlußreich werden?«

Kapperbrunn wies auf Hieck:

»Da haben wir ja einen alten Zahlentheoretiker... Sie haben doch schon was Zahlentheoretisches publiziert vor Ihrem Sündenfall, was meinen denn Sie dazu?«

Hieck sagte:

»Ich kann es noch nicht überblicken, aber ich möchte mich gerne damit befassen.«

»Wie heißen Sie?« fragte Weitprecht rasch, und dann setzte er hinzu: »Ach ja, Herr Hieck, verzeihen Sie.«

»Herr Professor, ich wollte mich eigentlich erkundigen, ob Herr Professor meine Arbeit schon durchgesehen haben«, brachte Hieck seine Frage an.

»Ihre Arbeit? Ihre Arbeit?...« Weitprecht sann angestrengt nach, »...ja... Kunz ist darüber... na, sie wird schon in Ordnung sein... aber Sie könnten sich inzwischen wirklich ein wenig mit Doktor Kapperbrunn über die gruppentheoretische Behandlung unterhalten... das wäre mir wirklich sehr wichtig.«

Und er verschwand in sein Zimmer.

»Tja«, sagte Kapperbrunn, als Weitprecht draußen war, »so sieht also der bequeme Posten aus, den ich mir da vorgestellt habe. Wenn ich mal Ordinarius sein werde, werden meine Assistenten ein geruhsameres Leben haben, darauf können Sie sich verlassen.«

Hieck sagte langsam: »Es ist aber eine bestechende Idee... vielleicht war's doch kein Beobachtungsfehler.«

»Ein wirbeliger Chef ist eine Pest... und bestechende Ideen sind erst recht eine Pest... ich werde mir die Sache auf der Kloberhütte überlegen...«

»Ich habe im letzten Jahr bloß mengentheoretisch gearbeitet«, sagte Hieck.

»Sie können's ja auch mengentheoretisch probieren.«

»Das ist nicht Ihr Ernst?« meinte Hieck.

»In der Wissenschaft werden plötzlich die absurdesten Dinge ernst.« Kapperbrunn hatte die Hände in den Hosentaschen und schaute auf den Schnee hinaus. »Zumindest in aller Wissenschaft, die nicht reine Mathematik ist... in der Mathematik geht es immerhin noch am reinlichsten zu.«

»Ja«, sagte Hieck.

»Wissen Sie«, sagte Kapperbrunn, »die Mathematik ist so eine Art Verzweiflungstat des menschlichen Geistes... an und für sich braucht man sie ja wirklich nicht, aber sie ist so eine Art Insel der Anständigkeit, und deshalb mag ich sie gern.«

Hieck wußte nicht viel zu entgegnen. Kapperbrunn erschien ihm zynisch, Kapperbrunn übte Verrat an irgend etwas, doch man wußte nicht, was er verriet. Die Mathematik? Die war für Hieck etwas sehr Aufregendes, doch auch darüber ließ sich nichts Rechtes aussagen, man wußte nicht, warum sie aufregend war. Und dabei sprang Kapperbrunn schon wieder ab.

»Wirklich ernst nehmen es bloß die Weiber«, er wies durch die offengebliebene Türe auf den Korridor hinaus, wo ein paar Studentinnen sichtbar waren, »man sollte die Wissenschaft ausschließlich von den Weibern betreiben lassen. Früher haben sie doch auch die Feldarbeit verrichtet. Aber die Männer... Sie, Hieck, mit Ihrer Statur hätten eigentlich Holzfäller werden müssen.«

Hieck war nicht der Mensch, der so leicht auf eine andere Gedankenbahn zu bringen war. Er mußte an die primitive Zimmermannsaufgabe denken, aus einem Stamm das größte Bal-

kenvolumen herauszuschneiden. Eine Maximumaufgabe, dachte er, aber es gibt eine Faustformel dafür. Nun hörte er Kapperbrunn sagen:

»Nehmen Sie sich ein Mädels da draußen, sofern es eine hübsche gibt, und schnallen Sie sich für zwei Tage die Brettern an. Seien Sie froh, solange Sie keine Respektperson sind, man wird es nur allzubald.«

»Ja«, sagte Hieck und dachte an die Bibliothek, in die er jetzt gehen mußte. Er wußte nicht recht, wie wegkommen, und darum machte er plötzlich eine unvermittelte und schülerhafte Verbeugung und war draußen.

2

Ohne daß es jemand ahnte, ohne daß er es selber wußte, hatte Hieck eine schwere Jugend gehabt. Sicherlich waren es nicht die bescheidenen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen war, denn zu essen hatte es immer gegeben, wenigstens bis zur Kriegszeit. Und da war er zu bäuerlichen Verwandten gebracht worden, bei welchen er es nicht eben schlecht gehabt hatte. Nein, das war es nicht, oder das war es doch, denn das Bedrückende und Unsägliche dieser Jugend lag in dem eigentümlich Flackernden, das vom Vater ausging, etwas, das sich dem ganzen Hause mitteilte und alles, was geschah, in eine Atmosphäre unfaßbarer Unsicherheit brachte. Und sogar jetzt noch, wo er nun schon seit sieben Jahren tot war, wirkte dieser unsichtbare und unheimliche Feuerschein noch so sehr nach, daß Richard Hieck niemals das Gruseln gänzlich verlor, das ihn als Kind stets verfolgt hatte; immer wieder wurde er von dieser pochenden Angst erfaßt, und besonders, wenn er vor der Tür der elterlichen Wohnung in der Kramerstraße stand.

Der Vater war ein stiller Mensch gewesen, beinahe zart, mit einem kurzen dunklen Vollbart um das asketische Gesicht, er war irgendeinem stillen Beruf nachgegangen, den man niemals hatte ergründen können und der bloß »das Amt« hieß, aber so still dieser Mann gewesen war, gerade diese Stille und Unbemerktheit, mit der er ging, mit der er unvermutet wieder auftauchte, machte das Haus unheimlich. Amtsstunden konnte dieses Amt kaum gehabt haben, denn manchmal kam er ganz spät nachts nach Hause, und war man auch zu Bett gelegt wor-

den, man getraute sich nicht einzuschlafen, ehe man seinen Schritt gehört hatte; und wenn er, was er nie verabsäumte, ins Zimmer trat, dann betrachtete er lange die scheinbar Schlafenden, so lange, daß man es kaum mehr aushielt, oder er öffnete das Fenster, daß das Mondlicht breit über die Betten rieselte, und leise pflgte er sich dann auf einen Stuhl zu setzen, um unabsehbar zu verweilen. Es geschah nie, daß er wie andere Väter einen Spaziergang mit seinen Kindern machte, und als einmal – es war ein Sonntagnachmittag – die Mutter davon sprach, gar sehnsüchtig, weil in der Welt draußen so schöner Frühling sei, da hatte er, der sonst kaum ein Lächeln zeigte, ganz freundlich aufgelacht und gesagt: »Die Welt brennt in uns, nicht außer uns.« Und diese Begebenheit, selber weiter brennend, unauslöschlich, unvergeßbar, hatte sich für ewig eingepägt, weniger der Worte halber, obzwar die sonderbar genug geklungen hatten, als wegen des hintergründig belustigten Blickes, der sie begleitete und der jeden Gegenstand, auf den er fiel, ablehnte, dennoch ihn seltsam verändernd; es war ein Ablehnen alles dessen, was zutage lag, und es war der Blick und das Auge eines Nachtmenschen, von dem man nicht wußte, wann er eigentlich schlief, wunderte man sich doch stets aufs neue, daß er Speisen zu sich nahm. Ja, ein Nachtmensch, der bloß zufällig in den Tag geraten war, und als er einige Zeit später in einer verdeckten Mondnacht nach dem Abendbrot den Ältesten, es war Richard, bei der Hand nahm, und mit ihm zu eben jenem Ausflugsort hinauswanderte, von dem die Mutter damals gesprochen hatte, so war die Nächtlichkeit dieses Ersatzes für den verweigerten Nachmittagsspaziergang nur ganz natürlich. Richard hatte keine Furcht verspürt, obwohl die Bäume das Tal schwarz säumten, die Frösche am Bachrand quakten und es unfafbar war, daß der Vater plötzlich die neblschwere Wiese betrat und Blumen zu pflücken begann. Wirklich unheimlich wurde es erst, als sie in die Stadt zurückkamen, denn da hatte der Vater die Blumen, die er bisher sorgsam in der Hand getragen hatte, so daß man meinen mußte, sie seien für das Haus oder für die Mutter bestimmt gewesen, da hatte er die Blumen von der Brücke aus in den Fluß geworfen; »Sterne im Wasser«, hatte er dazu gesagt. Und so war es immer, nichts war eindeutig, alles war ins Flackernde gezogen, und sogar die Mutter, die ihrer Natur und ihrer bäuerlichen Abstammung gemäß sicherlich ei-

nem weniger verwobenen Leben zugekehrt gewesen wäre, sie hatte etwas Schattenhaftes unter dem Einfluß dieses Mannes bekommen, dieses schattenhaften Mannes, unter dessen Blick sich das Gefüge aller Beziehungen auflöste, so daß man schließlich nicht mehr wußte, was diese Familie zusammenhielt, warum man überhaupt das Kind dieser Eltern, Geschwister dieser Geschwister, ja ob man überhaupt war. Niemals wurde im Hause vom Vater gesprochen, und als er gestorben war, erinnerte kein Bild an ihn, vielleicht weil dieser Tod ebensowenig eindeutig war wie das Leben dieses Menschen, es war ein Gestorbensein, das bloß einen graduellen Unterschied bedeutete, eine etwas dichtere Nebeldecke, ein richtiger Scheintod nach einem richtigen Scheinleben, ein Weg, der von vornherein durch die Nacht geführt hatte und der keinen Abend kannte.

So eigentümlich verschattet war diese Jugend gewesen, und wenn es sich auch bei den verschiedenen Kindern verschieden ausgewirkt hatte, es trug ein jedes der Geschwister Stücke dieses Schattens mit sich. Bei zweien von ihnen zeigte es sich in einer unbändigen Unrast; der zweiundzwanzigjährige Rudolf war in Südamerika und ließ nichts von sich hören, und die um ein Jahr jüngere Emilie war nach einer leidenschaftlichen Liebesgeschichte richtig durchgebrannt, trieb sich in Berlin oder sonstwo herum. Die zweite Schwester dagegen, Susanne, in ihrem Äußeren Richard am ähnlichsten, ein schweres Mädchen mit hartem Gesicht, bereitete sich seit Jahren auf den Eintritt ins Kloster vor und ließ sich durch nichts von diesem Vorhaben abbringen. Wohin Otto, der jüngste – dazwischen war ein Kind gestorben –, sich wenden würde, war noch nicht zu erkennen: die Mutter sagte, daß der schöne, schlanke Knabe dem Vater gliche, doch sein heiteres und freches Gehaben hatte nichts von dessen Nächtlichkeit an sich, selbst dann nicht, wenn er mit übertriebener Resignation darauf hinwies, daß er wegen des mangelnden Geldes gezwungen gewesen sei, auf den ersehnten Beruf eines Kunstmalers zu verzichten und statt dessen die Stellung eines Lehrlings in einer graphischen Werkstätte anzutreten.

In der vom Vater ausgehenden Auflockerung alles Seins wären die Kinder wahrscheinlich beruflos geblieben. Und es war gewissermaßen eine Umkehrung seines Einflusses und des väterlichen Wesens, daß sich Richard so verbissen an die Schule

und an das Studium geklammert hatte: in der Schule und ihrer Regelmäßigkeit hatte er wenigstens einen Teil der Eindeutigkeit gefunden, die ihm als Kind genommen worden war. Und wohl ebendeshalb hatte er bald eine geheime Zuneigung zu klaren und mathematischen Dingen gefaßt, eine Zuneigung, die sich in der Mathematikstunde zu der Vorstellung verdichtete, daß er selber einstens diese beglückend eindeutigen Dinge der Klasse vermitteln werde. Noch immer lebte diese Vorstellung in ihm, und sogar heute noch sah er eine lauschende Klasse und darin sein eigenes Kindergesicht, aufschauend zu dem Katheder, auf dem er selber stand: es war sein Lebensplan geworden, und eindeutig war er dabei geblieben – er bereitete sich auf das mathematische Lehramt vor. Einstweilen gab er Nachhilfestunden. Und er war, das hatte er bereits einsehen gelernt, in seiner Unduldsamkeit kein guter Lehrer. Doch er machte billige Preise, und so fand er immer noch genug Schüler, um nicht nur sein eigenes Taschengeld zu verdienen, sondern auch der Mutter zum Haushalt beisteuern zu können. Die Mutter freilich hatte seit dem Tode des Vaters eine langsame, dennoch merkliche Wandlung durchgemacht, eine Rückwandlung sozusagen zu ihrem eigenen Selbst. So schwer auch das äußere Leben geworden war, es wurde nunmehr diese Frau, die ihr fünfundvierzigstes Jahr schon überschritten hatte, eigentlich immer heiterer, ja, sie war in ihrer beschaulichen Heiterkeit beinahe hübscher geworden, als sie es je gewesen war. Und mochte sie sich über Emiliens Lebensweise auch kränken, beinahe neidfüllt schaute sie auf diese Tochter, die ihr zweifelsohne viel näher stand als Susanne mit ihren Klosterabsichten. Man konnte diesen fortschreitenden Prozeß der Verweltlichung und der inneren Verjüngung nicht übersehen, nicht einmal Richard, so sehr er auch in seine eigenen Probleme eingesponnen war, brachte dies zustande, wengleich er – und das bemerkte er gelegentlich sogar selber – immer wieder und beinahe mit Haß die Augen abwandte, um die Veränderung der Mutter nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen.

3

Richard hatte die Ergebnisse der Weitprechtschen Versuchsreihe vor sich liegen und bemühte sich um eine gruppentheore-

tische Ausdeutung. Die Lampe über dem Tisch war mit einer Zeitung abgeblendet, um Otto, der bereits im Bette lag, nicht zu stören. Es war das gewohnte allabendliche Bild, und es war Richard seit vielen Jahren genau so vertraut wie der Geruch der Wohnung und wie ihre Geräusche. Er kannte nicht nur den Geruch eines jeden einzelnen Zimmers zu den verschiedenen Tageszeiten, er wußte nicht nur, bis zu welcher Tapetenblume der Schatten des Spiegelrahmens reichte, sondern er kannte auch die Geräusche des Fußbodens, wenn man sich auf dem Stuhle bewegte, und wenn er scharf genug hinhorchte, so konnte man an dem Zustand der Möbel und der Luft erkennen, ob einer im Zimmer schlief oder nur still lag und Schlaf vortäuschte.

Die Fenstervorhänge waren nicht vorgezogen; es war das altgewohnte Bild.

Das Schweigen spannte sich in dem Raum zu immer schärferem Bogen. Richard spürte, daß Otto wach lag. Sie waren Brüder, dennoch jeder in sich verschlossen, und jeder für sich mußte mit der Aufgabe fertig werden, das in ihn versenkte Erbgut zum eigenen Sein umzugestalten. Richard ahnte etwas von dieser Aufgabe, und er beneidete Otto: vielleicht würde es der Kleine weniger schwer haben, vielleicht wird es ihm weniger schwer fallen, zum eigenen Sein zu gelangen, da es nicht wie bei ihm selber unter so viel klobiger Ungeschicklichkeit versteckt lag. Es war jedoch nicht nur das, was das Schicksal Ottos leichter erscheinen ließ – in allen praktischen Belangen, und gar dort, wo Geldinteressen auftraten, da wurde Otto, trotz aller äußeren Ähnlichkeit mit dem Vater, zum Sohn seiner Mutter, zupackend und nüchtern, jederzeit bereit, aus dem Gegebenen das Beste herauszuholen, und immer wieder staunte Richard, daß es dem Jungen gelungen war, sich mit dem unerwünschten praktischen Beruf abzufinden, und immer wieder war er geneigt, dies auf die von der Mutter stammende irdische Genußsucht zurückzuführen. Aber weil ihn solche Überlegungen beim Arbeiten störten, sagte er plötzlich in die Stille hinein:

»Du könntest jetzt endlich einmal einschlafen.«

»Das geht nicht auf Befehl«, sagte Otto.

»Wenn du nicht schläfst, kann ich hier nicht arbeiten.«

Otto hatte sich im Bette aufgesetzt. Man sah es nicht in der schattigen Ecke, in der das Bett stand, aber Richard spürte es:

»Leg dich hin«, sagte er.